Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heidelberger Tageblatt. 1884-1954
1954

(31.12.1954) Sonntagsblatt

Visual Library

SONNTAGSBLATT
UNTERHALTUNGSBEILAGE

Ein Silvesterabend / Von Julius Zerfaß

Nicht nur das Jahr ging zu Ende; auch ein Angestellter, der jahrzehntelang mit Eifer und Gewissenhaftigkeit seinen Posten ausgefüllt hatte, machte den Punkt unter seine Lebensarbeit und ging in Pension. Die Kollegen setzten sich gegen Mittag in einer Weinstube zusammen, um Abschied zu feiern. Jeder neue Römer galt der feierlichen Trennung, die sich bis in den Nachmittag erstreckte. Sie waren zum Weinen gerührt, und die Freundschaft sprach mit tausend Zungen. Dann trennten sie sich. Der Abschiednehmer drückte auch seinem Nachfolger noch liebevoll die Hand, und fügte seinem obligaten Neujahrswunsch noch den besonderen Wunsch bei: „Und dann — Hals- und Beinbruch zum Umzug."

Der andere starrte ihn entgeistert an. Das hatte er ja fast vergessen, er zog ja heute um! Der Möbelwagen konnte schon unterwegs sein! Dieser verfluchte Umzug! Mitten im Winter, noch dazu an Silvester. Aber die Frau war nicht mehr zu halten gewesen; nur raus aus der schrecklichen Notwohnung! Und was mußte sie nun von ihm denken? Sie stand wahrscheinlich frierend auf der Straße und hielt ängstlich Ausschau nach ihm . . . Er saß fröstelnd in der Straßenbahn und sah mit Kümmernis, daß es heftig schneite. Wenn das nur gut ausging! Dahin war die Freude auf die herrliche Südwohnung am Stadtrand, weit weg von den Steingruften.

An der Endstation gab er sich Mühe, durch das Gewirr der Schneeflocken die Landschaft wieder zu erkennen, die ihn beim Mieten so entzückt hatte. Freilich, damals war sie verklärt von der herbstlichen Sonne. Wo war die Straße? Er erinnerte sich dunkel, daß die Hauptzufahrt noch nicht fertig gewesen war. Du mußt wohl durch diese Schneeöde hindurch, sagte er sich. Wie kam da aber der Möbelwagen vorwärts? Als er mitten im Schneefeld stand und die neuen Häuser wie weiße Hemden leuchten sah, dämmerte ihm, daß doch eine Straße zu den Neubauten führen mußte, eine Straße, die er sich — jetzt kam ihm die Erinnerung — eigens wegen des Umzugs hatte merken wollen. Dort drüben, wo etwas wie eine riesige Raupe daherkroch; es konnte sein Möbelwagen sein.

Endlich kam er auf die geräumte Straße; gleichzeitig mit dem Möbelwagen war er beim Haus. Seine Frau stand wartend an der Straßenecke und sah ihn unfreundlich an. „Möchtest du nicht so gut sein und dich um die Wohnungsschlüssel kümmern?" fragte sie eisig.

Der Schlüsselgewaltige streckte den Kopf durch den Schalter und bemerkte: „Die Schlüssel werden erst am 2. Januar geliefert . . . Wenn Sie heute schon einziehen wollen, Sie finden die Wohnung unverschlossen. Sie kennen ihre ja, nicht wahr?"

„Ja gewiß, natürlich!"

„Hier in diesem Hause!" bedeutete er den Trägern und verwies sie auf die zweite Türe des Doppelhauses. Dann kletterte er ihnen voraus die Treppe hinauf; es war eben noch hell genug, um ohne Licht auszukommen. Im Handumdrehen hatten die Männer die Sachen oben; es gab wohl einige Schrammen, aber es war schon spät, und sie hatten schließlich ja auch Anrecht auf den Silvesterabend.

Fred fing an, im Wohnzimmer einzurüumen. Die Frau behauptete, er rieche unangenehm nach Alkohol und rumorte in der Küche. Zum Glück fand sich bald ihre Schwester ein, die ihnen helfen wollte. Sie lachte und fand sein Parfüm durchaus silvesterlich. Bald war das Wohnzimmer so weit, daß sie sich an den Tisch setzen konnten. Sie fanden es festlicher, bei Kerzenlicht zu tafeln, denn auch das Licht sollte erst am 2. Januar angeschlossen werden. Fred füllte die Gläser und sie stießen an.

„Auf viele glückliche Jahre in der neuen Wohnung!" sagte die hübsche Schwägerin.

Da klingelte es. Sie setzten die Gläser ab und sahen sich an. Es klingelte nachdrücklicher ein zweitesmal. Fred ging zur Wohnungstür. Draußen stand ein energisch aussehender älterer Mann mit einem großen Schnurrbart, auf dem glitzernde Schneeflocken sich in blanke Tropfen verwandelten.

Was haben Sie in meiner Wohnung zu suchen?" fragte er streng und richtete den Lichtkegel seiner Taschenlampe auf Freds Gesicht.

Fred sah ihn an, als sei er der Mann im Monde. „Was reden Sie da für dummes Zeug?"

„Sie sind in meiner Wohnung!" sagte der Mann langsam und drohend, und er zog seinen Mietvertrag aus der Tasche.

„Bemühen Sie sich nicht!" sagte Fred hochmütig. „Was maßen Sie sich an?!" Er griff hastig in die eigene Tasche, nahm seinen Mietvertrag und entfaltete ihn. Triumphierend deutete er auf die Stelle, die Straße und Hausnummer trug. „Hier, sehen Sie!"

Das Gesicht des Mannes verzog sich zu einem mitleidigen Lächeln. „Lesen Sie doch!"

„Scheren Sie sich zum Teufel!" schrie Fred gereizt.

„Nun bin ich aber neugierig", sagte seine Frau, die mittlerweile mit ihrer Schwester an die Wohnungstür gekommen war.

Der Mann hielt nun Fred seinen Vertrag unter die Nase und zeigte auf die entscheidende Zeile. „Hier! Sie sind auf 9ia eingezogen und auf 9ia lautet mein Vertrag. Ihr Vertrag lautet auf 9ib. Nur ein kleiner Unterschied, nicht wahr? Aber immerhin — ein Unterschied!"

Fred war geschlagen. „Das habe ich bei Gott übersehen, daß diese Häuser a und b haben", sagte er kleinlaut.

„Das sieht dir ähnlich!" mischte sich ärgerlich die Stimme seiner Frau ins Gespräch. Die Schwägerin lachte.

Der Mann übersah die Situation und milderte seinen strengen Gesichtsausdruck. „Kein Grund zur Aufregung, verehrte Frau! Das ganze ist ein Irrtum, der leicht passieren konnte. Männer übersehen so was schon mal!" Und in dem stolzen Bewußtsein, recht behalten zu haben, fügte er verständlich bei: „Stellen Sie sich vor, ich komme eben hier vorbei und entdecke Licht in meiner neuen Wohnung, die nach menschlichem Ermessen noch unbewohnt sein soll. Ich wurde. Das Flackerlicht taucht immer wieder auf, wandert von Zimmer zu Zimmer . . Ich glaube selbstverständlich nicht an Gespenster und außerdem — in Neubauten spukt es doch nicht! Das ist ja das Schöne, daß sich noch keine fremden Erlebnisse eingenistet haben! Also, ich sehe dieses Lichtgetänzel und entschloß mich, das Irrlicht zu stellen, das sich nun als ein Irrtum entpuppt hat . . . Wir könnten es bei dem Tatbestand belassen, aber ich habe diese Südwohnung eigens wegen meiner leidenden Frau herausgesucht. Sie verstehen!"

„Ich verstehe!" antwortete Fred niedergeschlagen. „Auch ich wollte eine Südwohnung und nur darum habe ich hier draußen in dieser Wildnis gemietet."

„Das ist bedauerlich!" sagte der Mann, verbeugte sich und ging.

Die drei standen betroffen im Flur. Dem Ausbruch einer ehelichen Szene vorbeugend, sagte die Schwägerin: „Nun wollen wir aber trotzdem Silvester feiern!" Sie eilte zum Tisch zurück und erhob das Glas: „Also dann Prosit! Und viel Glück zum neuen Umzug!"

Sie tanzten nach einer Grammophonplatte. Fred tanzte gut, und die Verstimmung seiner Frau lockerte sich, sie hatte ja auch keinen anderen Tänzer.

Plötzlich ein Klirren! Die Frau strauchelte und hatte einen heftigen Zusammenstoß mit der Tischkante. Und auf dem Boden lagen die drei schönen Kristallgläser, die so gehüteten Stücke aus einem Hochzeitsgeschenk. Der Wein bildete kleine bizarre Seen, aus denen die Scherbenriffe sich funkelnd erhoben.

Die Frau weinte. Tränen des Schmerzes um den Verlust, Tränen der Scham, daß gerade ihr dieses Unglück passiert war.

Fred aber, der dem vergossenen Wein mehr nachtrauerte als den Gläsern, konnte seine Frau nicht weinen sehen. Er nahm sie in die Arme und tröstete sie. „Siehst du", sagte er, „dir fehlt eben die Sicherheit im Schwebezustand; die mußt du noch lernen. Und dann: Gläser und Wohnungen sind ersetzbar; nicht ersetzbar aber ist die Zeit, die wir damit verbringen, über etwas zu trauern, das nicht mehr zu ändern ist."

„Du hast recht!" antwortete sie beschämt, und es wurde doch noch ein reizender Silvesterabend.

Ernst Heidemann: Kintopp

Ein Blatt aus dem Karikaturenbändchen „Kultur von der Stange" (im Verlag Bärmeier und Nikel, Frankfurt am Main), in dem Ernst Heidemann mit bald liebenswürdigem, bald scharfem Strich Auswüchse und Situationen unserer ach so fortschrittlichen und kulturbeflissenen Zeit abzeichnet. Das von Walter Foitzick mit einem zwar heiteren, aber doch nachdenklich machendes Vorwort versehene Buch möchte immer wieder angesehen werden — es wird nicht alt und langweilig dabei wirken.

Der Staat hat keine Frau / Von Josef Martin Bauer

Um nicht auf die Ration an barem Geld angewiesen zu sein, die vom Monatsgehalt nach Erfüllung des staatlichen Anspruchs verblieb, kam der kaufmännische Angestellte Severin Schaufler auf die weder originelle noch ungefährliche Idee, allmonatlich einen größeren Posten Münzen selbst herzustellen. Aus seinem Beruf brachte er jene Gediegenheit mit, die den Falschmünzern zumeist mangelt, weshalb sie das Fälschen bei zu großen Werten beginnen. Bis zum ersten Zweimarkstück war Severin dem Staat, der Ehefrau, dem Prinzip der Gleichheit aller vor dem Gesetz und dem allsonntäglichen Ausflug mit dem Tandem so treu gewesen, daß er folgerichtig auch das Schicksal eines Falschmünzers mit jener Hingabe erfüllen mußte, wie sie Menschen von peinlicher Akkuratesse eigen ist.

Das Maximum dessen, was glaubhaft in Umlauf gesetzt werden konnte, sah Schaufler, wie schon erwähnt, im Zweimarkstück. Die Gründlichkeit, mit der er an das Unternehmen ging, war zweifellos zu loben. Er besuchte, um in den Errungenschaften der Münzprägetechnik dort anzuschließen, wo man im Augenblick stand, viermal in großen Abständen die Staatliche Münze und fragte, ohne sich verdächtig zu machen, nach allen Details, die man ihm freilich nur sehr zurückhaltend mitteilte, besonders hinsichtlich der Legierung, von der Severin Schaufler jedoch soviel wußte, daß ihre mindere Qualität alljährlich in den Bilanzen des Staates als ansehnlicher Gewinn ausgewiesen wurde. Nach vier Besuchen war Severin soweit unterrichtet, daß er, wenn auch unter Hergabe seiner Ersparnisse, eine für ausschließlichen Einmannbetrieb brauchbare Anlage entwickeln und aufbauen konnte. Dem Stempelschneider sagte er ohne den Hauch eines Lächelns, er brauche die Prägestöcke, um selbst Münzen von zwei Mark Nennwert herzustellen, und der Stempelschneider ließ sich durch so ehrliche Worte jeden leisesten Wind aus den Segeln des Verdachts nehmen. Er schnitt die zwei Prägestöcke und war seinerseits so ehrlich, daß er den Betrag sauber in seine Steuerbuchführung aufnahm, damit er auch später mit dem Finger auf die Buchung deuten konnte.

Elf Monate nach dem ersten Besuch in der staatlichen Münze war bei Schaufler ein großer Tag, der letzte Tag von Schaufleres Urlaub zwar und darum etwas von Trauer beschattet, der erste Tag aber in seiner Falschmünzerlaufbahn und darum von reicher Freude übersonnt. Die ersten dreißig Zweimarkstücke waren so makelfrei gelungen, daß der Händler gegenüber, wie Severin gleich erprobte, solche Stücke beim Kauf von einigen Flaschen Wein ruhig über die Ladenbudel strich.

Zwar hatte Severin seine Ersparnisse in das Unternehmen gesteckt und obendrein, auf eine Bürgschaft seines Chefs, ein Bankdarlehen aufgenommen, aber er stand am Anfang eines neuen Schicksals, das er nach seinem Dafürhalten wenden und verbessern konnte, denn er konnte bei größerem Bedarf eine größere Menge Zweimarkstücke erzeugen und dafür jede Ware, jedes Genußmittel und jedes Vergnügen beziehen. Seine Ehefrau, wie beim Tandemfahren auch sonst in aller Harmonie auf ihn eingespielt, fand recht und richtig, was ihr Mann tat, und ohne ihn etwa groß zu loben oder vielleicht gar zu tadeln, trank sie vergnügt vom Wein aus sozusagen eigenem Weinberg.

Herr Schaufler, bisher fast zu bescheiden nach oben wie nach unten, gewann mit den ersten selbstgeprägten Zweimarkstücken an Sicherheit und Selbstvertrauen, weshalb es denn auch nicht ausbleiben konnte, daß er in seinen geschäftlichen Funktionen an Gewicht und Erfolg gewann und von seinem Chef mit höherem Gehalt auf einen gehobenen Posten gestellt wurde. „Es war aber auch höchste Zeit dafür", sagte Severin zu seiner Frau, als sie aus diesem Anlaß wieder ein paar Flaschen Wein tranken. „Wieso?" wollte die Ehefrau wissen, die längst eine Gattin geworden war, mit einem Blick zur Kammertür, hinter der die Münzprägе stand. „Wir sind ja nicht so unbedingt auf die Huld deines Chefs angewiesen."

„Oh, doch!" meinte Severin nachdenklich.

Frauen begreifen so etwas recht schwer. Anstatt einer längst notwendigen Aufklärung ermahnte Severin seine Frau lediglich, in Zukunft doch nicht allzu verschwenderisch mit dem selbstgefertigten Geld umzugehen, denn mehr als ein Blech pro Woche wolle er nicht riskieren.

Severins Fröhlichkeit, durch die Gehaltserhöhung angefacht, wich bald wieder einer nachdenklichen Stille. Er schränkte sich in seinen persönlichen Bedürfnissen ein, gab das Rauchen auf, trank nur selten noch ein Glas Bier, von Wein gar nicht zu reden, und lenkte an den Sonntagen das Tandem in billigere Gegenden, die ihm seit neuem erheblich besser gefielen als jene teuren, in denen seine Frau so liebend gern mit seinen Zweimarkstücken herumgeklimpert hätte.

Mit viel Ueberredung nur brachte seine Frau ihn dazu, daß er monatlich ein zusätzliches Blech verarbeitete.

Severins Chef aber, ein kluger Mann mit Menschenkenntnis, beobachtete etwas enttäuscht, wie sein Herr Schaufler sich mehr und mehr nach der pedantischen und kleinlichen Seite hin entwickelte. Er war taktvoll genug, nicht an die Bürgschaft für das bewußte Darlehen zu erinnern, doch er nahm sich eines Tages Herrn Schaufler, der seit geraumer Zeit nicht mehr rauchte und die angebotene Zigarre dennoch sofort mit Gier anzündete, zu einer freundschaftlichen Unterhaltung vor, um mehr als nur das oberflächlich Sichtbare zu erfahren. Severin Schaufler schwieg wie in Trotz. Er dachte an seine hübsche, gewählt gekleidete, immer frohe und wohlgelaunte Gattin, die gestern den Wunsch geäußert hatte, das Tandem wegzugeben und ein zweisitziges Sport-Cabriolet zu kaufen. Der Chef, um ihn mitteilsamer zu machen, gab mit zahlreichen beschönigenden Umschreibungen zu verstehen, daß sich das Anstellungsverhältnis bis zur letzten bitteren Folge trüben könne, wenn Herr Schaufler nicht aus sich selbst den Schwung zur Umkehr finde oder aber, um eher eine wirksame Hilfe zu bekommen, die Gründe seines Elends gestehe.

Und nun erzählte Severin Schaufler, der bisher ja in allen Dingen bei seinem Chef Verständnis gefunden hatte, gehemmt, schleppend und unzugänglich für das Lächeln zwischen Mitleid und köstlichem Vergnügen, mit dem sein Herr die Geschichte anhörte, wie er aus Leichtsinn und Gier, aus Freude am Versuch und aus menschlicher Gründlichkeit, die auch das Ungekannte erleben wollte, eine kleine Falschmünzerei für den Hausgebrauch eingerichtet habe.

„Und nun zermürbt das schlechte Gewissen Ihre Arbeitsfähigkeit?"

„Nein. So ist das nicht."

„Ich verstehe. Da sie einmal angefangen haben, den Weg des Unrechts zu gehen, können Sie es nicht mehr lassen."

„Doch. Ich könnte es sofort wieder lassen. Aber meine Frau begreift das nicht."

„Ihre Gewissenspein? Ihre Sorge um das Entdecktwerden?"

„Auch das ist es nicht. Sie kauft ein. Sie trägt schöne Kleider. Sie gibt mit fröhlicher Hand aus, was ich mit zitternder Hand herstelle. Jetzt träumt sie von einem Sportcabriolet."

„Ihre Produktion bleibt hinter den Ansprüchen eben zurück."

„Wie sollten Sie das begreifen! Sie haben mich aufgebessert. Ich verdiene anständig. Sie müßten mich, anstatt mir mit der Kündigung zu drohen, wieder aufbessern, und es würde wieder nicht reichen. Denn ich stelle Zweimarkstücke her, anständige Zweimarkstücke, besser in der Legierung als die der staatlichen Münze. Aber jedes Zweimarkstück kommt mich auf zwei Mark vierzig zu stehen."

Dem Chef wurde es schwer, eine gleich traurige Miene beizubehalten wie sein unglücklicher Herr Schaufler. „Das ist schlimm. Das ist ja ein klares Verlustgeschäft. Aber sagen Sie mir: Wie macht es denn der Staat?"

„Genau so. Ich habe es gesehen. Aber er verdient dabei."

„Er hat eben keine Frau", lächelte der Chef, „und kann darum aufhören, sobald er merkt, daß es unrentabel wird."

„Aha!" begriff müde Herr Schaufler. Er ging heim, mit seiner Frau zu besprechen, daß er, wie der Staat, zu wählen habe zwischen Frau und Münzprägemaschine. Beide zugleich kämen zu teuer, da ja ein Zweimarkstück zwei Mark vierzig Selbstkosten verursache.

„Dann muß es eben die Menge machen, bei uns genau so wie beim Staat", war die Meinung von Frau Schaufler, die innerhalb einer Woche den Betrag für ein Sportcabriolet herunterstanzte, den Wagen bar bezahlte und die Bleche schuldig blieb, ins Blaue fuhr und sich bei der Rückkehr wunderte, daß sie ihren Mann nicht mehr vorfand. Dieser aber versuchte an einer weißgekalkten Wand eine Kalkulation anzuschreiben, wie denn der Staat, falls er eine Frau hätte, mit den Zweimarkstücken zurechtkäme. Daran rechnet er noch herum, denn er hat fünf Jahre Zeit.

Bei Gelenkschmerzen, Gicht und Rheuma,
aber auch bei Nerven- und Kopfschmerzen haben Togal-Tabletten Unzähligen Hilfe gebracht. In 46 Ländern der Welt hat sich Togal millionenfach bewährt! Selbst in hartnäckigen Fällen wurden mit Togal immer wieder überraschende Erfolge erzielt. Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Preis 1,25 DM. In Apoth. des In- und Auslandes. Zur Einreibung das ausgezeichnete Togal-Liniment.

Das christliche Wort:

Zuflucht

„Zuflucht such ich Herr bei Dir, nicht wirst Du mich verderben lassen . . ." (Ps. 71, 1)

Die Glocken von Neujahr läuten einem Toten ins Grab und einem Neugeborenen in die Wiege. „Panta rhei, alles fließt, alles ist vergänglich" sagte schon der Grieche. Kein irdisches Werk hat ewigen Bestand. „Die Sonne tönt in alter Weise der Brudersphären Wettgesang und ihre vorgeschriebene Reise vollendet sie mit Donnergang." Unaufhörlich geht der Weltenlauf weiter, einmal wird alles zu Ende sein. Alles nahm seinen Anfang. So meldet uns die Bibel. So beweisen es heute auch die Astronomen mit Hilfe der Berechnungen aller Verbrennungen, die im Weltall sich vollziehen. Die Gestirne werden ausbrennen, so berechnen sie weiter. Wissen und Glauben decken sich wieder. Beide kommen zum gleichen Resultat. Ob es nun eine Milliarde Jahre mehr oder weniger sind, spielt im Grundlegenden keine große Rolle. Es fing alles an, es geht zu Ende. Dazwischen vollzieht sich so vieles. Dazwischen kommen die Menschen und gehen sie wieder. Einer ruft sie zum Leben, einer sie zum Tode und damit zum Gerichte. Der Leib aus Erde zerfällt, die Seele aus Geist wird bleiben. Mit allem Guten und allem Bösen tritt sie hin vor Gottes Majestät und Allwissenheit, bei IHM wird ‚gezählt, gewogen, geteilt'. Was ist schon ein einzelnes Leben? „Auf der Heid ein Wolkenschatten, fährt dahin das Menschenleben", so sagt der Dreizehnlindendichter. „Wie ein Weberschiflein durch die Fäden, so eilt unser Leben dahin", so sagte Job in Betrachtung der Hinfälligkeit alles Irdischen.

Was ist dabei ein Jahr? Nur ein neues Glied an der langen Kette, die einmal im Ewigen enden muß. Nur eine kleine Station, an der so viele ausgestiegen sind aus dem eilenden Zuge des Lebens, aber noch mehr einstiegen für die gleiche Wegstrecke. In jeder Minute sterben 100 Menschen, noch mehr aber werden geboren. 100 000 Ueberschuß bringt jeder Tag. Alle aber sind dem Weh und Schmerz verhaftet. Mit Tränen und Weh tritt der Mensch in die Welt, mit Trünen geht er von ihr, nach Besserem sehnt er sich, nach ewiger Ruhe und ewigem Frieden. Wer und was aber bringt das meiste Weh? Immer wieder ist es der Mensch selber in seiner Unzulänglichkeit und Schwachheit, manchmal sogar in seiner Bosheit. Wenn wir gute Wünsche aussprechen am Jahreswechsel, wenn Worte Sinn haben sollen und nicht sein sollen wie „klingendes Erz oder tönende Schelle", dann muß der ganze Mensch dahinterstehen mit allem guten Willen, aber nicht gestützt auf sein schwaches Wollen, sondern unterbaut von der Gnade Gottes, von der großen Liebe zu Gott und den Menschen, von der am wundervollsten Paulus geschrieben hat: „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, dies drei, das größte unter ihnen ist die Liebe . . . die Liebe vergeht nie . . . Trachtet nach der Liebe." (1. Kor. 13).

Auf einer Brücke des stillen Schwarzwaldes stehen drei inhaltreiche Worte:

„Firmum ut saxum = fest wie ein Fels!
Mobile ut liquidum = fließend wie das Wasser!
In excelsum ut lignum = zur Höhe strebend wie der Tannenbaum".

Fest wie ein Fels! Falls wir ein schwankes Rohr sind, das jeder Sturm zerbricht, dann werden wir weder für uns noch für andere Großes leisten können. Man spricht so gerne im Leben vom ‚Charakter', man meint dann meist das Gute im Menschen. Carusso heißt eingraben. Was denn eingraben? Das Böse? Das wäre furchtbar! Also nur das Gute eingraben, tief in die Seele bauen, noch tiefer in Gott, damit es bestehen kann für Zeit und Ewigkeit. Damit das Schwankende nicht aneinanderstößt und damit zu Fall kommt. Eingebaut im Worte Gottes, denn „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen". Wie viele Menschen haben schon so groß geredet und so kleines geleistet und noch kleiner geendet. Noch immer bleibt hingegen das Sprichwort wahr: „Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut."

Fließend wie das Wasser! Es soll nicht stehen bleiben, in den Bergen bleibt es auch nicht stehen, sonst würde es faul und sumpfig mit bösen Fiebern. „Stillestehen heißt rückwärts gehen." Auch dies Wort bleibt wahr. Weiter fließen muß der Mensch im Guten und anderes mit bewässern, mit befruchten, mit tragen wie die Wasser zuletzt in fließender Ruhe die Lasten der Schiffe tragen.

Zur Höhe strebend wie die Tannen! Ring um Ring setzen sie jedes Jahr an. Sie mögen stehen, wo sie wollen, immer wachsen sie senkrecht zur Höhe. Alles Dürre werfen sie ab, im Lichte wogen ihre Wipfel! Sie sind uns Menschen Lehrer und Mahner; Mache es auch so. Immer können wir Christus begegnen, ob auf Tabor oder auf Kalvarias Höhen. Es ist der gleiche Herr, der auch uns zum Oelberg und Kalvaria führt, aber er war zuerst dort; doch er führt uns auch auf lichte Höhen des Tabor!

Kilian Frank

Die Onyxschale

Auf meinem Tisch war die Onyxschale und die Schwefelholzschachtel beide still gewesen den ganzen Abend hindurch. Und erst als ich mein sechstes Glas Turiner Wermouth getrunken, fingen sie an, miteinander zu reden, und ich hörte folgendes Gespräch:

Die Schwefelholzschachtel: Was Sie sich auch manchmal machen. Glauben Sie etwa mehr zu sein als unsereins?

Die Onyxschale (schweigt).

Die Schwefelholzschachtel: Sie stehen nur da und sind leer; und denken, daß Sie was wert sind, weil Sie so blank sind und aus Onyx.

Die Onyxschale (schweigt).

Die Schwefelholzschachtel: Ueberhaupt habe ich eine Abneigung gegen Leute, die keinen bestimmten Beruf haben und die nicht arbeiten. Was sind Sie denn so eigentlich, wenn ich mir die Frage erlauben darf?

Die Onyxschale (schweigt).

Die Schwefelholzschachtel: Sehen Sie einmal mich an. Wissen Sie, was ich zu machen habe den ganzen Tag? Ich stecke die Petroleumlampe an und draußen in der Küche den Kochtopf; und unserem Herrn, dem Graukopf da, muß ich die Zigarre anbrennen, eine nach der anderen. Ueberall muß ich dabei sein und mache mich nützlich; und bekomme es gar nicht fertig, so herumzulungern . . . Wie bitte?

Die Onyxschale (schweigt).

Als das Gespräch so weit gediehen war, fing ich an, mich zu ärgern, daß die Onyxschale so gar keine vernünftige Antwort fand. Ich beugte mich vor und sah in sie hinein. Da sah ich, daß das Licht der Lampe in ihre platte Höhlung fiel und in den Purpurwolken ihres Grundes einen goldenen Reifen bildete. Einen Reifen wie der Diadem des Pfingstkönigs Artur.

Victor Auburtin

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg